

Echo

Objekttyp: **Group**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **76 (1996)**

Heft 2

PDF erstellt am: **20.04.2024**

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Gerhard Schwarz

«STANDORTWETTBEWERB IST WETTBEWERB UM DAS MOBILE KAPITAL»

Eine Antwort auf Carsten-Georg Küchler

In Carsten-Georg Küchlers interessanten Reflexionen über die «Wettbewerbsfähigkeit von Standorten» (Schweizer Monatshefte 12/1, 1995/96, S. 32 bis 35) ist viel von Missverständnissen die Rede. Leider trägt er selbst zu Missverständnissen bei, indem er das Konzept der Wettbewerbsfähigkeit der Standorte etwas gar einseitig nach seinem Gusto interpretiert, um es dann um so leichter demonstrieren zu können.

So tut er so, als ob die OECD-Definition der Wettbewerbsfähigkeit von Nationen besonders repräsentativ und gültig wäre. Dabei gibt es inzwischen wahrscheinlich schon fast so viele Definitionen der Wettbewerbsfähigkeit wie einst Definitionen des Sozialismus, nämlich mehrere hundert. Alle weisen unterschiedliche Akzente und Merkmale auf. Darunter liessen sich sicher einige finden, die Küchler nicht so einfach von sich weisen könnte. In ihrer Vielfalt belegen sie, dass es sich bei der Idee der Wettbewerbsfähigkeit von Standorten noch nicht um ein festgefügtes Theoriegebäude handelt.

Ferner definiert Küchler Wettbewerbsfähigkeit in ihrer – wie er es nennt – unternehmerischen Variante als die Überlebensfähigkeit von wirtschaftlichen Akteuren als ökonomischen Entscheidungsträgern. In der Tatsache, dass Nationen im Gegensatz zu Firmen nicht Konkurs gehen können, sieht er den wesentlichen Beleg dafür, dass bei Nationen nicht von Wettbewerbsfähigkeit gesprochen werden könne. Wie aber steht es mit Staatsbetrieben, die im Prinzip auch nicht Konkurs gehen können? Lässt sich auf sie das Konzept der Wettbewerbsfähigkeit nicht anwenden? Die Theorie hat hier mit der Formel von den «Soft Budget Constraints» längst eine

Antwort gegeben: Das Fehlen der letzten Konsequenz, eben des Konkurses, verändert zwar das Verhalten, aber es verändert es nicht so grundsätzlich, dass überhaupt nicht mehr von Wettbewerb und Wettbewerbsfähigkeit gesprochen werden könnte. Das gilt auch für Nationen.

Etwas gewagt und einseitig erscheint schliesslich Küchlers scharfe Abgrenzung der «evolutorischen» Auffassung des Wettbewerbs vom «Wettbewerb im ökonomischen Sinn». Es ist wohl keine Übertreibung zu behaupten, dass heute der überwiegende Teil der Ökonomen den Wettbewerb in der Tradition von Hayek – und Schumpeter – als evolutorisches Entdeckungsverfahren versteht. Wenn das so ist, dann läuft Küchlers Kritik letztlich auf die Feststellung hinaus, das Konzept der Wettbewerbsfähigkeit von Standorten sei nicht mit einem veralteten, eher statischen Wettbewerbsbegriff kompatibel. Das ist eigentlich ein Lob.

Besondere Mühe bekundet Küchler mit der These, beim Wettbewerb der Standorte handle es sich um ein Nullsummenspiel. Gemeint ist damit jedoch nichts anderes als die Tatsache, dass Investoren das, was sie in einem Land investieren, nicht in einem anderen Land investieren können. Und dass sie Arbeitsplätze, die sie in Singapur schaffen, nicht gleichzeitig in der Schweiz schaffen. Standortwettbewerb ist deshalb Wettbewerb um mobiles Kapital. Betroffen vom Standortwettbewerb ist aber in erster Linie der relativ immobile Produktionsfaktor Arbeit. Wenn ein Land im Wettbewerb um das mobile Kapital schlecht abschneidet, trifft dies vor allem die immobilen Produktionsfaktoren und die immobilen Teile der Wirtschaft. Natürlich wird in einer sehr langfristigen Be-

trachtung der durch Investitionen in einem Land geschaffene Wohlstand auch anderen Ländern zugute kommen. Aber das ändert nichts daran, dass Kapital und Arbeit nicht an zwei Orten gleichzeitig sein können.

Deshalb müssen sich die Wirtschaftspolitiker überlegen, was sie tun können, um «ihr» Land wettbewerbsfähig beziehungsweise – um es mit anderen Worten zu sagen – attraktiv zu machen. Es ist ihre Verantwortung, zu versuchen, neue Produktionsfaktoren anzuziehen und die alten Produktionsfaktoren zu halten. Sie können dies in einem Wettbewerb gutgemeinter staatlicher Interventionen tun oder in einem Wettbewerb der Deregulierungen

und der fiskalischen Entlastungen. Küchler ist voll und ganz zuzustimmen, dass das zweite ordnungspolitisch erwünscht wäre, dass aber die Versuchung für das erste ausserordentlich gross ist. Darin liegt die Krux des Konzepts der Wettbewerbsfähigkeit von Standorten. Dennoch lässt sich das protektionistische und interventionistische Potential dieses Konzepts nicht dadurch abwehren, dass man es mit wenig überzeugenden Argumenten als theoretisch untauglich verdammt. Vielmehr gilt es, das Konzept in einem liberalen Sinne zu interpretieren und dabei die Suggestivkraft des Wortes «Wettbewerbsfähigkeit» voll zu nützen. ♦

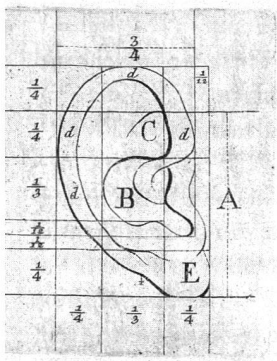


Illustration aus: H. J. R., Fragment eines Lehrsystems im Zeichnungsunterricht, Wien 1783. Museum für Gestaltung Zürich, Grafische Sammlung.

DAS MENSCHLICHE PROFIL ALS SUMME SEINER TEILE

«Fragment eines Lehrsystems im Zeichnungsunterricht», ein kleines, handliches, unprätentiöses Büchlein im Kupfertiefdruck aus dem Jahre 1783: Hilfe für den willigen Anfänger, der die Kunst des Zeichnens nach der Natur erlernen möchte.

Die Tradition solcher Hilfestellung reicht weit zurück. Hier steht sie im Zusammenhang eines begeisterten Dilettantismus, der im 18. Jahrhundert die bloße Betrachtung der Kunstwerke durch künstlerische Praxis bereichern will. Dabei kommt dem Zeichnen besondere Bedeutung zu; es erfordert nur geringen materiellen Aufwand und erleichtert in seiner Transparenz den pädagogischen Zugriff.

Schritt um Schritt soll der Laie ans hohe Ziel herangeführt werden. Ein menschliches Profil ist primär die Summe seiner Teile, und diese Teile bedürfen der ebenso systematischen wie unermüdlichen Übung. *«Es ist also das Augenmerk hauptsächlich darauf zu richten, dass man Anfangs einen Strich, welchen man gleichsam entwerfen solle, nur kenntlich treffe. Nach diesem Strich seye man auf den nächsten bedacht, und von diesem fährt man immer fort, den nächsten zu zeichnen, um theils die Distanz leichter zu finden, und die Augenmaass sich bequemer eigen zu machen...»*

Resultat ist ein Kopieren als Königsweg, den lauter Ideale pflastern. Darum erscheint auch das ideale männliche Ohr als lineares Amputat, konstruiert aus Begriffen und Proportionen, Voraussetzungen und Verweisen. Doppelt triumphiert das Regelwerk über die Natur: in der Korsettierung des Zeichnens und in der Taubheit gegenüber allem Widerständigen. ♦

MARTIN HELLER

Die Titelblätter des Jahres 1996 zeigen Objekte aus den Sammlungen des Museums für Gestaltung Zürich. Dieses Institut, 1875 als Kunstgewerbemuseum Zürich gegründet, interpretiert seinen Auftrag bewusst offen. Design, Architektur, Visuelle Kommunikation, Alltagskultur, Fotografie, Kunst und Medien bezeichnen seine wichtigsten Inhaltsfelder. Dabei interessieren nicht nur gestalterische Leistungen im üblichen Sinne. Erst der Umgang mit den Dingen macht sie zu dem, was sie sind. «Gestaltung» meint deshalb immer auch die Bedingungen und die Praxis solchen Umgangs: Gestaltung als Ausdruck des Sozialen. Das gilt für die Ausstellungsarbeit ebenso wie für die Sammeltätigkeit, und unter solchen Vorzeichen werden die Verantwortlichen der Plakatsammlung (Catherine Bürer und Erika Keil), der Design-Sammlung (Lotte Schilder Bär) und der Grafischen Sammlung (Cecilia Hausheer) sowie Martin Heller, Leitender Konservator, ausgewählte Objekte kommentieren.